

Minister Alfred Ilg

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dann ging er, nicht fragend, wohin, immer gradaus, an der Schmiede vorbei, wo die Hämmer klangen, und auf der andern Seite zum Dorf hinaus. Ihn verlangte jetzt nur noch, zu wandern bis in die tiefe Nacht hinein, sich, wenn er müde war, unter einen Baum im Freien zu betten und mit der Sonne aufzustehen zu einem neuen, besseren Tagewerk. Wie Lot vor dem brennenden Sodom, so floh Heinrich Anderegg vor dem unheilvollen Tobelhaus, und nicht ein einzig Mal schaute er zurück. Ihm war, ein Rotschrei könnte ihn niederwerfen; er bangte, ein verzweifeltes Weib mit fliegendem Haar, flehend geredeten Armen und hündisch bittenden Nachtaugen jagte hinter ihm her und breche im Staub der Straße ohnmächtig zusammen mit der Last, die er ihr aufgebürdet hatte. All seine Habe

bestand in einem schlechten Gewand, Mantel und Hut, dem Wanderstab und etlichen Zehrpennigen.

Des andern Tags, nach einer Nacht voll Heulen und Zähneklappern erhielten die Leute im Tobel Bericht von dem Flüchtling. Aber keinen Anhalt, wo sie ihn suchen konnten. Er schrieb, seine Heimkehr sei ein Unglück gewesen, sein Bleiben hätte ihn zugrunde gerichtet, doch sein Fortgang werde vielleicht ihm und ihnen noch einmal zum Segen gereichen.

Erst nach Wochen, hundert Meilen von der Heimat entfernt, erfuhr er das Ende der schwarzen Marei, die sich noch in selbiger Stunde im See ertränkte.

„Es ist halt Tobelvolk!“ sagten die wohlhabenden Salzensteiner. Ende.

== Minister Alfred Ilg. ==

Ein Lebensbild von Hans Zulliger.

Die Weltgeschichte liebt das Seltsame. Wenn man oberflächlich über ihr Geschehen hinblickt, so muß man sich oft staunend fragen, wie dies oder jenes möglich war.

Ein Schweizer Staatsminister des äthiopischen Reiches! Das ist gewiß etwas Merkwürdiges! — Und doch, wenn wir den Wurzeln des fast Unglaublichen nachgraben, so werden wir gewahr, daß kein Wunder geschah: eine seltene Energie, ein vorbildlicher Wille eroberte sich einfach den Platz an der Sonne, der ihm gebührte.

Am 30. März 1854 in Frauenfeld geboren, genoß Alfred Ilg unter seinem Stiefvater Oberst Neuweiler eine sowohl geistig als körperlich sorgfältige Erziehung. Frühzeitig zeichnete er sich in Mathematik und Zeichnen aus. Aber er war nicht bloß ein einseitig begabtes Kind. Mit großem Eifer erlernte er Französisch, Englisch und Italienisch. Als durch Zufall zwei Portugiesen nach Frauenfeld kamen, suchte er ihre Gesellschaft, um ihre Sprache auch noch erlernen zu können. Dazu leitete er ein kleines Orchester und der damals in seiner Heimatstadt als erste musikalische Persönlichkeit gefeierte Pfarrer Bumbacher machte alle Anstrengungen, daß Ilg Musik studieren sollte. Nebenbei suchte der Jüngling Erholung in körperlichen Übungen. Er machte lange Fußwanderungen, turnte, man sah ihn als gewandten Schwimmer und in den Wintern als Schlittschuhläufer. Seine geschulte Kraft und physische Widerstandsfähigkeit sollten ihm später ebenso zustatten kommen, wie seine geistigen Vorzüge, als es dann galt, unter der glühenden Tropensonne und den nimmer enden wollenden Güssen der abessinischen Regenzeit auf langen, beschwerlichen Wanderungen und Kriegszügen standzuhalten.

Als Ilgs Stiefvater starb, hatte der Jüngling eben das Maturitätsexamen bestanden. Mit Oberst Neuweiler begrub er auch seine Pläne, die höheren Studien fortzusetzen; denn es zeigte sich, daß die Geldmittel dazu fehlten. Er wurde Mechanikerlehrling und hatte als solcher unter seinen Kameraden viel zu leiden, die ihm sein ungünstiges Geschick natürlich von Herzen gönnten.

Ilg beschloß, seinem unwürdigen Dasein ein Ende zu setzen. Er erwarb sich bei den Eltern eines Freundes ein Darlehen von 300 Franken und wandte sich an das Polytechnikum in Zürich, um Maschineningenieur zu werden. Der damalige Vorsteher Dr. Kappeler entdeckte mit seinem Verständnis das Genie Ilgs und unterstützte den strebsamen Jüngling, indem er ihm Stipendien zukommen ließ. Durch Privatstunden wußte sich der energische junge Mann weitere Mittel zu verschaffen, sodaß er seine Studien nicht zu unterbrechen brauchte und nach gutbestandenem Examen eine Anstellung bei der Firma Marcuard in Bern erhielt.

In dieser Zeit erwachte in dem kühnen Maschineningenieur der Plan, seine Kräfte in den Dienst eines großen Werkes zu stellen, auch wenn es außerhalb seines geliebten Vaterlandes sein mußte. Er machte Bekanntschaft mit Herrn Furrer von der Firma Furrer und Escher in Aden. Dieser suchte für seine Majestät den König Menelik von Schoa



Minister Alfred Ilg.



Menelik, Kaiser von Abessinien.

einen Ingenieur. Trotzdem sich sein Berner Brotherr alle Mühe gab, den tüchtigen Angestellten seinem Geschäft zu erhalten, entschloß sich der junge Ig rasch, den Vertrag mit dem fernen Aethiopierkönig abzuschließen. Er sollte ihm 3 Jahre lang verpflichtet sein und dafür ein Gehalt von Fr. 5000 nebst freier Station und Reiseentschädigung bekommen.

In aller Eile wurden Reisevorbereitungen betrieben. Nachdem sich Ig die notwendigen medizinischen und topographischen Kenntnisse erworben hatte, sicherte er sich den Modellschreiner Appenzeller und den Mechaniker Zimmermann als Gehilfen. Mannigfaltige Werkzeuge wurden in Kisten verpackt und verschickt, und im Mai 1878 ging's dem unbekanntem Lande zu.

In Aden wurde gelandet, um dann die Ueberfahrt an die damals noch wenig bevölkerte Somaliküste in einem arabischen „Sambuk“ (Segelbarke 15 Tonnen, Einmaster) zu unternehmen. Nach einer fünftägigen, mühevollen Fahrt in dieser elenden Barke langte die Reisetarawane in Zeila an, wo man endlich wieder Trinkwasser erhalten konnte, das kälter war als 25° C.

In den Hütten der eingebornen Dankali wurde die Expedition untergebracht, um sich für den Weitertransport zu rüsten, der von dem mißtrauischen Pascha Abu Beko von Zeila volle 4 Monate verzögert werden konnte. Nun aber begann der mühseligste Teil der Reise. Der Weg führte durch eine steinige, öde Gegend. Sandstürme hinderten die Karawane am raschen Weiterkommen, nicht selten trog sie eine Fata Morgana. Man kam ins Gebiet der Issa-Somali, die erstaunt fragten, was für eine Krankheit die 3 Europäer

befallen habe, daß alle weiß ausfähen. Einmal fand sich das Lager plötzlich von 350 mit Lanzen und Messern bewaffneten Kriegerern umstellt. Der Karavanenführer Mohamed verstand es aber, die Angreifer durch Geschenke an Tuch umzustimmen, sodaß die versöhnten Helden zum Abschied sogar einen Waffentanz aufführten. In Eilmärschen, meist zur Nachtzeit, wurde nun mit den 150 Kamelen das Land durchquert. Im Gebiet Meneliks wurde die Karawane mit großen Ehren empfangen und nach der damaligen Hauptstadt Aukober zum König begleitet (1879).

Zwei genial angelegte Naturen hatten sich gefunden. Sie waren berufen, die Fackel der Kultur in die weltabgelegensten Täler der äthiopischen Königreiche zu tragen, die dann unter dem «Roi des rois d'Ethiope» zu einem von den europäischen Großmächten anerkannten, ja gefürchteten abessinischen Reiche zusammen geschweift wurden.

Die ersten Arbeiten des königlichen Ingenieurs, der in seinem neuen Wirkungskreis frühmittelalterliche Zustände antraf, bestand in Waffenreparaturen, Herstellung von Gewehren und dem Bau eines Wohnhauses. Dabei wirkte Ig als Arzt unter den Eingebornen, die besonders viel unter den Bandwürmern zu leiden haben. Menelik entschloß sich, eine neue Hauptstadt Adis Abeba zu bauen, dabei leitete sein Ingenieur Großes als Architekt, indem er Straßenanlagen und Bebauungspläne projektierte.

Mit was für Schwierigkeiten er oft kämpfen mußte, kann man sich bloß vorstellen, wenn man bedenkt, daß Menelik von europäischer Kultur nur wie von einem fernen Märchen wußte und deshalb oft die Maßnahmen Igs nicht verstand. Als dieser ihm z. B. das Modell eines Viaduktes brachte und ihm damit zu erklären suchte, wie er ein tiefes Tal zu überqueren gedenke, zerbrach ihm der Kaiser mit einem einzigen Faustschlag das Gerüste und glaubte nicht eher an die Tragfähigkeit einer solchen Brücke, bis der Ingenieur ihm ein Modell brachte, das der Kraft des Herrschers trotzte*). — Ein anderes Mal ließ Menelik Ig zu sich rufen: „Ich habe etwas gehört, was sehr schlecht von Dir war! Man berichtet mir, Du hättest mich, ohne daß ich es wußte, ganz klein gemacht und mit meiner ganzen Burg in einen schwarzen Kasten gesteckt. Und ich soll darin mit den Weinen nach oben auf dem Kopf gestanden haben, was das unglaublichste ist.“ Ig mußte dem empörten Herrscher die photographische Kamera erklären, um ihn zu beruhigen. — Als er eine Wasserleitung bauen wollte, suchte er Menelik Verständnis für die Gesetze der kommunizierenden Röhren beizubringen, was gar nicht leicht war, indem der König niemals glauben konnte, „daß Wasser aufwärts fließt.“

Der königliche Ingenieur begleitete nun seinen Herrn, der nach dem Alleinherrschtum in Abessinien strebte, auf seinen Kriegszügen; so wurde er, der unterdes der amharischen Sprache in Wort und Schrift mächtig geworden war, mit Land und Leuten bekannt. Er kommt bis an die Nilquellen, wo die Leute Gold wuschen, und bis an den Rudolfsee im Kaffagebiet.

Zwischenhinein sehen wir ihn auf Urlaub in der Schweiz, wo er Verträge mit Fabriken und Handelshäusern abschließt. Während eines solchen Aufenthaltes in der Heimat wurden die Italiener, welche den Freundschaftsvertrag von Utschalli gewissenlos mißbraucht hatten, bei Adua blutig aufs Haupt geschlagen. Ig sah dem Dingen nicht müßig zu, sondern wirkte politisch für die Anerkennung der Unabhängigkeit und des Selbstbestimmungsrechtes des abessinischen Reiches.

Begleitet von Fanny Ig-Gattiker, die inzwischen seine Frau geworden war, zog er wieder nach seiner zweiten Heimat, nachdem die Italiener Frieden schließen mußten. In der Hauptstadt angekommen, erhielt er die Konzession für den Bau einer Bahn von Djbuti über Dire Dawa nach Adis Abeba. Die Geschichte dieses Unternehmens bildet für unseren Mitbürger ein besonderes Kapitel von Enttäuschungen, indem Engländer und Franzosen die rein kommerziellen Interessen Igs in ihre politischen Kämpfe verwickelten.

*) Cit. Pg. 35. „Alfred Ig“ von R. Keller.

In Meneliks Hauptstadt hatten unterdessen sämtliche europäischen Großmächte ihre Gesandtschaften errichtet. Der Herrscher, zum häufigen Verkehre mit den Weißen gezwungen, ernannte im Einverständnis mit den Großen seines Reiches Ig zum Staatsminister. Das erleichterte den Verkehr und das gegenseitige Zutrauen. Neben der Lösung außer- und innerpolitischer Probleme suchte der Minister auch volkswirtschaftlich zum Besten der Bevölkerung zu wirken. In der Provinz Wolega legte er Minen an, um die reichen Mineral-schätze zu heben, er sorgte für günstigere Abfuhr der Kaffee-Ernten aus Kassa und half an der Gründung der abessinischen Staatsbank mit.

Der König der Könige verfiel in seinem Alter einem unheilbaren Siechtum, das seine zeretzenden Reflexe auch auf Meneliks Geist warf. Die geistige Spannkraft ließ nach. Ig, dessen Schultern allzuviel zu tragen hatten und dem für seine Arbeit wenig Dank ward, faßte den Gedanken, sich zurück-zuziehen. Weitere Gründe für seinen Amtsrücktritt waren seine Wünsche, daß den beiden Söhnen eine europäische Erziehung zuteil werden möge.

Im Jahre 1906 wurde Ig nach Zürich gerufen, weil sein Schwiegervater auf dem Todbett lag. Von dort aus reichte er sein Entlassungsgesuch als Minister ein, das zwar erst Meneliks Nachfolger genehmigte.

Nicht lange war es Ig vergönnt, seinen wohlverdienten Ruhestand mit Freunden zu genießen. Im April 1913 befahl ihn eine Lungenerkrankung, von der er sich nicht mehr erholte. Am 7. Januar 1916 verschied er. Der Kriegslärm übertönte das Begräbnis des großen Schweizers. Dennoch zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß sein Werk ebensoviel wert ist, als das eines gefeierten Heerführers von heute.

Ein einfaches Denkmal schmückt sein Grab. Prof. Dr. Conrad Keller errichtete ihm mit seinem sehr interessanten Buche „Alfred Ig“ (Verl. Huber & Cie, Frauenfeld) ein weiteres. Aus ihm entnahmen wir die Angaben zu der vorstehenden Schilderung; auch die zugehörigen Citate stammen aus dem Werk. Das größte Denkmal wird ihm aber in den Herzen des Volkes blühen, dem er beinahe 30 Jahre lang treu und selbstlos zur Seite gestanden und dem er den Weg zur Höhe gewiesen hat.

Die neue Schweiz.

II.

Man spricht in unsern Tagen viel von der äußern und der innern Front. Und dies nicht nur in den kriegsführenden Ländern, sondern auch bei uns in der Schweiz. In der Tat droht uns die Gefahr nicht nur von Außen, sondern ebenso sehr von Innen. Der äußern Not steht die innere Not gegenüber. Unser Schweizertum ist krank bis in die Wurzeln hinab; unsere historischen Ideale sind inhaltsleer. Was sagen uns heute noch Begriffe wie Demokratie, Freiheit, Vaterland? Nur so viel wie sie unsere Interessen decken. Die Schweizer Devise „Alle für Einen und Einer für Alle“ ist zur hohlen Phrase geworden. Das hat sich mit schrecklicher Deutlichkeit offenbart, als beim Kriegsausbruch die schamlose Hamster-, Schieber- und Spekulantenwirtschaft einsetzte. Alle Schleusen der Selbstsucht schienen damals geöffnet worden zu sein. Sie stehen zur Stunde noch offen, trotz den Anstrengungen der Behörden, sie zu schließen, trotz der Erbitterung und Verzweiflung der notleidenden Bevölkerungsschichten, die je länger desto mehr die Rettung nur von einem gewaltsamen Umsturz erhoffen. Wenn wir so weiter fahren, treiben wir rettungslos dem Abgrund entgegen.

Die Erkenntnis dieser Gefahr ist in die weitesten Kreise gedrungen. Man sucht mit Eifer nach einem Ausweg. Auf der einen Seite sieht man die Ursache der mißlichen Lage in der Natur der Menschen; ehbevor die Menschen sich bessern, werden die Zustände nicht besser werden; in erster Linie also jene bessern, dann werden diese von selbst gut. Auf der an-

dern Seite stehen die Leute, die erst neue, bessere Einrichtungen schaffen möchten: Gesetze gegen Wucher und Ausbeutung zc. und die glauben, auf diese Weise die Not und die Unzufriedenheit und den Klassenhaß, aber auch das Laster aus der Welt schaffen zu können. Professor Nagaz bekennt sich mit seinem Buche zu der Meinung der Letztern. Er wird auf dieser Seite volle Zustimmung finden, während die andern sie ihm versagen wird. Es stehen sich zwei Weltanschauungen gegenüber: Diese, die alte, pessimistische, die den Menschen als von Natur aus schlecht ansieht, und darum von menschlichen Einrichtungen nichts erhofft, und die neue, optimistische, die an das Gute im Menschen glaubt und das Heil von seiner besseren Einsicht erwartet.

Wer Neues schaffen will, muß Altes niederreißen. Nagaz tut es schonungslos. Es gibt keine Schweiz mehr, die diesen Namen verdient: das ist seine Meinung. Der echte Schweizergeist ist verschwunden. Wir haben nicht Treue gegen uns gezeigt. Wir schwiegen stumm, als Belgien überfallen wurde. Es fehlte uns der Glaube an unser eigenes Staatsideal, an das Recht der kleinern Staaten. Uns fehlte ferner der Glaube an die Demokratie. Wir sprachen in der Schweiz schon gering-schätzig von ihr, verführte von den Ideen und den Gedankengängen, die wir aus deutschen Büchern und Zeitungen uns aneigneten, ohne sie kritisch zu verarbeiten. Wir schimpften in gedankenloser Nachäffung deutscher Kriegspolemik über die Franzosen und Engländer, denen wir unsere politischen Ideale verdanken; über das England, das Schiller einst die „Tyrannenwehre“ genannt, das Europas Freiheitshort war, das des öfters für uns eingestanden ist. Wir verachteten Serbien, das ein kleines Land ist wie die Schweiz, machten unbesehen alle Argumente gegen das Völklein aus deutsch-österreichischer Quelle zu den unsrigen; im Kampfe zweier Prinzipien der Weltgeschichte, des Absolutismus und der Demokratie, stellten wir, die älteste Republik der Welt, uns auf die Seite des Absolutismus. Das war schon vor dem Kriege so. Schon am Haager Friedenskongreß standen wir an Seite Deutschlands, das das Schiedsgericht ablehnte. Wir lehnten ein Angebot Italiens, daß Streitigkeiten schiedsgerichtlich geregelt werden sollten, mit verlegendem Mißtrauen ab. Die gleiche Gedankenlosigkeit beherrschte vielfach unsere innere Politik. Wir machten auch hier den Großstaaten nach. Wir bekannnten uns zur Real-, d. h. zur Gewaltpolitik. Eine Partei beanspruchte die Macht und die Weisheit, das Volk zu seinem besten zu leiten. Diese Machtpolitik kannte keine Kompromisse. Darum wurde der Tageskampf zum rohen Partei- und Interessenkampf.

Die schweizerische Demokratie ist im Verfall. Die monarchistische Denkweise nimmt in unserem Volke überhand, genährt durch die „Berliner Woche“ und „Gartenlaube“ mit den unvermeidlichen Kaiserbildern, den süßlichen Romanen, in denen der Husarenleutnant die Heldenrolle spielt zc. Beim Kaiserbesuch offenbarte sich, wie weit wir schon für die Monarchie reif sind; unser Interesse für das „Oberhaupt der deutschen Nation“ war nicht republikanisch begrenzt. Ganz monarchistisch ist unser Glaube an die Unfehlbarkeit und Unantastbarkeit unserer Behörden. Das Amt schafft auch den Nimbus. Die Staatsmacht umgibt sich mit einer wahren Wolke von Ehrfurcht. Die Kritik wird gehaßt; sie wird diskreditiert, verleumdet, geächtet. Absolutismus verträgt keine Kritik. Der Bundesrat benutzte seine diktatorischen Kriegsvollmachten, um gesetzgeberische Vorlagen (Proporz) entgegen der Verfassung der Volksabstimmung zu entziehen und hintanzuhalten. Gegen das murrende Volk redete man in der „Sprache des Maschinen-gewehrs“. Dieser undemokratische Geist übertrug sich längst schon auf unsere Bürokraten. Wir lassen uns von unsern Beamten, vom Schalterjüngling an bis zum Regierungsrat, auf eine Weise als Untertanen behandeln, die von republikanisch-demokratischer Würde wenig mehr erkennen läßt.

So gehen wir in völlig unzulänglicher Weise gerüstet den kommenden schweren Zeiten entgegen. Man prophezeit uns, daß dieser Krieg in schwere soziale Kämpfe auslaufen werde. Wie werden sich unsere Behörden, unsere Beamten mit diesen Ereignissen abfinden? Aus dem Geist heraus, in dem sie er-